

Video-Podcast der Bundeskanzlerin #08/2016

27. Februar 2016

Die Fragen stellte Prof. Dr.-Ing. Thomas Martin, Professur für Verfahrenstechnik, Prodekan des Fachbereichs Ingenieur- und Naturwissenschaften an der Hochschule Merseburg und Vorsitzender des Deutschen Chemie-Museums Merseburg.

Prof. Thomas Martin:

Frau Bundeskanzlerin, Sie kommen nächste Woche – am 3. März – nach Leuna, um 100 Jahre Chemiestandort zu feiern. So eine Standortgeschichte kennt natürlich viele Höhen und Tiefen. Und so hat Ihr Vorgänger Dr. Helmut Kohl genau dort vor 25 Jahren „blühende Landschaften“ versprochen. Aber in der Branche sieht alles nicht so rosig aus, wengleich der Energiekompromiss, der kürzlich geschlossen wurde, den Unternehmen Planungssicherheit gibt. Wie sehen Sie die Zukunft der mitteldeutschen Chemischen Industrie – unter anderem auch im globalen Spannungsfeld der Energie-, Rohstoff- und Absatzmärkte?

Bundeskanzlerin Merkel:

Ja, erst mal freue ich mich sehr, zu solch einem Jubiläum zu kommen. Und 100 Jahre Leuna, das ist schon eine stolze Geschichte, wengleich es natürlich Höhen und Tiefen gab. Helmut Kohl hat Anfang der 90er Jahre eben diese „blühenden Landschaften“ versprochen; er ist dafür sehr kritisiert worden. Aber wenn ich mir heute die Umweltbedingungen angucke, unter denen produziert wird, wenn ich mir die Flüsse anschau, die inzwischen wieder sauber sind, und auch die Lebenserwartung der Menschen in der Region, dann muss man sagen: Wir können schon von „blühenden Landschaften“ sprechen; auch wenn das manche damals nicht so gesehen haben. Wir haben glücklicherweise die Geschichte Leunas nach der Deutschen Einheit fortschreiben können – und ich glaube, auch sehr erfolgreich fortschreiben können. Das Chemiedreieck Bitterfeld

Schkopau, Leuna kann sich heute wieder sehen lassen. Sie haben darauf hingewiesen: Natürlich sind nicht so viele Arbeitsplätze wiederentstanden, wie es sie zu DDR-Zeiten gab, dafür aber wettbewerbsfähige Arbeitsplätze. Arbeitsplätze, die auch im internationalen Wettbewerb bestehen können. Und es haben sich auch viele kleinere private Unternehmen gegründet, zum Teil auch sehr erfolgreich gegründet. Die großen Traditionen wirken natürlich nach. Aber wir wissen: Auch im heutigen Wettbewerb muss man sich jedes Jahr mit innovativen Technologien wieder bewähren. Und die Energiepreise sind schon ein Thema, was gerade die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Chemieindustrie immer wieder herausfordert. Wir haben die Befreiung von der EEG-Umlage, aber es ist immer wieder wichtig, hier auch Planungssicherheit herzustellen; das wissen wir, die wir die politischen Rahmenbedingungen machen. Die deutsche Chemieindustrie hat insgesamt 447.000 Beschäftigte. Sie ist damit eine große Branche und eine Branche, die sehr erfolgreich im internationalen Wettbewerb steht. Aber, wie ich schon sagte, wir müssen innovativ sein und Jahr für Jahr darauf achten, dass wir international mithalten können, denn die Welt schläft nicht.

Das Jubiläum in Leuna ist auch ein Ereignis, um an Industrie- und Technikgeschichte zu erinnern. Nun bekommt aber die Industriekultur im Gegensatz zur sogenannten Hochkultur wie die darstellenden und bildenden Künste wesentlich weniger Aufmerksamkeit und vor

allem noch viel weniger öffentliche Förderung. Woher kommt das, und wie kann man da ein Umdenken hervorrufen?

Ich glaube, gerade dass man 100 Jahr Leuna so feiert, ist ja ein Beispiel dafür, dass wir uns schon der Industriegeschichte erinnern. Wir haben auch sehr viele interessante Industriedenkmale – weniger in der Chemie, sehr viele im Kohle- und im Bergbaubereich. Und das sind heute zum Teil auch sehr interessant genutzte Objekte. Aber, ehrlich gesagt, müssen wir vor allen Dingen auch den Blick in die Zukunft richten. Wir wissen, dass wir heute noch über 20 Prozent industrielle Wertschöpfung in Deutschland haben. Damit gehören wir zur Spitzengruppe in Europa. Aber das muss eben, wie ich schon sagte, Jahr für Jahr wieder neu erkämpft werden. Und deshalb freue ich mich, wenn alte Industriestandorte auch kulturell, auch in ihrer geschichtlichen Bedeutung gewürdigt werden können. Sie können aber ihre volle Bedeutung erst entfalten, wenn man auch sagen kann, dass 100 Jahre danach oder 50 Jahre danach noch Arbeitsplätze von heute dort sind – Forschungsstätten von heute. Und angesichts der demografischen Entwicklung in Deutschland, angesichts der Tatsache, dass Länder wie China und Indien über eine Milliarde Einwohner haben, ist natürlich die Frage, wie viel Innovationskapazität bleibt in Europa, wie viel bleibt in Deutschland, die Frage, die uns umtreiben muss – neben dem Rückblick.

So ein Jubiläum zeugt auch von industrieller Vitalität und Innovationskraft. Ja, und die Basis für Innovationskraft ist die Bildung, der Bereich, in dem ich arbeite. Es ist ja natürlich so, der Bund gibt viel Geld für Elite-Universitäten, für Grundlagenforschung usw. Auf der anderen Seite aber sparen die Länder beim Etat der Hochschulen in der Fläche. Wie soll so eine breite und hochwertige Bildung ermöglicht werden, die wir für Innovationen brauchen?

Das Thema Innovation und Forschung ist von größter Wichtigkeit. In meiner Zeit als Bundeskanzlerin haben wir den Forschungsetat erheblich gesteigert. Und ich finde auch, dass wir das Drei-Prozent-Ziel, das heißt, drei Prozent vom Bruttoinlandsprodukt für Forschung und Entwicklung auszugeben, erreichen sollten; wir sind da kurz davor. Zwei Drittel der Gelder kommen aus der Wirtschaft, ein Drittel aus staatlichen Haushalten. Und hier ist die Verantwortung zwischen Bund und Länder verteilt. Wir haben zu Beginn dieser Legislaturperiode gesehen, dass die nicht-universitäre Forschung durch ihre sehr beständige Förderung, mit jedem Jahr auch planbaren Zuwächsen, den Forschungsmöglichkeiten an den Universitäten und Hochschulen im Grunde ein wenig enteilt. Wir haben das zum Anlass genommen, die Mittel für die außeruniversitäre Forschung, die Steigerungen, vollständig vom Bund zu übernehmen; und gleichzeitig das BAföG zu übernehmen, also die Förderung der Studenten – in der Erwartung, dass die Länder dieses Geld dann auch den Hochschulen und Fachhochschulen zugute kommen lassen, weil wir eben glauben, dass die universitäre Forschung für die gute Ausbildung der Studentinnen und Studenten – oder besser: der Studierenden, wie man heute sagt – gebraucht werden sollte. Und in einigen Fällen ist das auch so geschehen. Also, der Bund ist heute schon mit jedem fünften Euro bei der Finanzierung der Hochschulen mit dabei, obwohl das nicht – von der Kompetenz – zu unserer Verantwortung gehört, weil wir wollen, dass außeruniversitäre Forschung und universitäre Forschung parallel – sozusagen – auf hohem Niveau laufen können.

Erlauben Sie mir zum Schluss noch eine persönliche Frage: Sie waren in Ihrer Zeit am Zentralinstitut für Physikalische Chemie in Berlin-Adlershof, auch in Merseburg an der Hochschule – der Campus, wo ich heute arbeite. Wie ist Ihnen der Hochschul-Campus in Merseburg in Erinnerung?

Ja, er ist mir als sehr sympathisch in Erinnerung und auch als sehr überschaubar, was ja große Vorteile hat, wenn man an die Querverbindungen denkt, dass man sich kennt, dass man zusammenarbeiten kann. Und ich glaube, nach allem, was ich höre, hat sich Merseburg sehr, sehr gut entwickelt – mit 3.000 Studenten und einer sehr hohen Qualität, sowohl was die Forschung und die Lehre anbelangt, aber eben auch was das Zusammenleben anbelangt. Und deshalb glaube ich, dass man Merseburg als Studienort für die, die sich im Chemiebereich, im Bereich der physikalischen Chemie interessieren, für Verfahrenstechnik interessieren, durchaus sehr empfehlen kann.